

Mein Israel

Szenen eines Landes



Jüdischer Verlag
im Suhrkamp Verlag

1934 fand ein junger Einwanderer »ausgerechnet in Tel Aviv« seine erste Arbeit: »Und ich finde es lange nicht so schlimm, wie ich glaubte. Es ist natürlich nicht Palästina. Vielleicht ein Umweg nach Palästina, wie es irgendein Literat mal genannt hat.«

Das Leben in Tel Aviv ist nicht mit dem in einem Kibbuz oder Moschaw zu vergleichen, aber auch nicht mit Jerusalem, Haifa oder Kleinstädten wie Rehovot oder Kfar Saba. Tel Aviv erhält sich den Mythos der Stadt, die niemals innehält, und pflegt das Image der hippen innovativen Metropole fleißig. Und dennoch, sobald man die Stadt kennengelernt hat, wird man bemerken, dass sie so groß und aufregend gar nicht ist. Auch das ist nicht neu: »Man ist also auf den Strand, auf die Cafés und auf die Bekannten, die man dort trifft, angewiesen. Auch personell lebt man in kleinem Kreis.« Nicht alle haben an der Nonstop-Party Tel Aviv teil, die meisten versuchen, sich finanziell irgendwie über Wasser zu halten. Die Unterschiede in der Stadt, die sich heute zwischen Luxus-Penthäusern im Norden und den verwahrlosten Vierteln im Süden manifestieren, waren schon immer sehr groß: »Tel Aviv – das ist eine Stadt wie jede andere auch. (...) Es gibt Familien, die zu fünft in einem Zimmer leben, es gibt Leute, die fünf Zimmer bewohnen. Es ist eine Stadt – mit Licht- und Schattenseiten einer Stadt.«

Tel Aviv wurde 1909 als erste jüdische Stadt gegründet. Am Vorabend des Zweiten Weltkriegs lebte hier ein Drittel der jüdischen Bevölkerung Palästinas. Trotzdem hatte die moderne Metropole nur wenige jüdische Attribute. »Dass Tel Aviv eine rein jüdische Stadt ist, kommt mir nie zum Bewußtsein. Nicht nur, weil man so viel blonde Männer und fast nur blonde Kinder sieht. Das ganze ›Judesein‹ ist mir hier ebensowenig ein Problem wie früher. Daß man nur mit Juden zusammenlebt, nur mit Juden zusammenkommt, ist mir weder besonders erfreulich noch irgendwie unsympathisch, sondern einfach selbstverständlich.« Heute ist die gesellschaftliche Zusammensetzung nicht mehr ganz so homogen. Doch arabische Israelis, Muslime und Christen, Flüchtlinge aus afrikanischen Staaten und Einwohner anderer Religionszugehörigkeit stellen noch immer weniger als 10% der Stadtbevölkerung. Wer ein säkulares jüdisches Leben sucht, aber seine Kinder in einer jüdischen Umgebung aufwachsen lassen möchte, ist in der Blase Tel Aviv genau richtig.

Insgesamt war Tel Aviv aber dennoch früher deutlich europäischer: »Auch von der berühmten orientalischen Schlamperei habe ich persönlich noch nichts gespürt. Die Autobusse fahren alle fünf Minuten pünktlich von der Endstation ab.« Das tun sie tatsächlich auch heute, nur kommen sie niemals dem Fahrplan entsprechend irgendwo an. Das liegt am Verkehrsaufkommen, das in den letzten Jahrzehnten explodiert ist, ohne dass die Stadt adäquate Lösungen anbieten konnte. Grundsätzlich haben die Jeckes bei ihrer Ankunft in Palästina aber doch einen großen Unterschied in Effizienz und Pünktlichkeit bemerkt, nicht nur im Straßenverkehr, auch bei der Arbeit: »Daß im Büro nicht alles so klappt, wie es soll, daß ziemlich viel Leerlauf ist, daß manche Sachen nicht weiterkommen – all das stimmt. Aber womit es zusammenhängt, habe ich noch nicht

heraus. (...) Vielleicht stimmt es, was mir hier alle Bekannten sagen: der Jude könne nicht organisieren. Das habe ich schon von den verschiedensten Seiten gehört. Und dann behaupten alle Leute, die seit längerer Zeit hier geschäftlich arbeiten: Die Juden seien viel dümmer als ihr Ruf. Ob diese beiden Behauptungen zutreffen – das zu beurteilen, bin ich zu neu.« Das zu beurteilen wage auch ich nicht, aber mit den Jahren habe ich in Israel zu schätzen gelernt, dass die Dinge hier etwas flexibler zu regeln sind. Denn es gibt auch immer Wege, die Schwierigkeiten zu umgehen, ein »Nein« kann man mit geschickten Argumenten in ein »Vielleicht«, »warte mal« und am Ende ein »Ja« umbiegen.

Immer schon ein Thema war für Neueinwanderer das Klima. Die wahre Anpassungsfähigkeit zeigt sich erst im Sommer, wenn es drückend heiß und feucht wird. Im Frühjahr und Herbst plagt vor allem der Chamsin, auf Hebräisch Scharaw, ein trockener, heißer Wüstenwind, das Land. Wenn man ihn zum ersten Mal erlebt und es anfängt, im Hals zu kratzen, könnte man meinen, eine Angina sei im Anmarsch. So berichtete ein junger Einwanderer: »Das war das erste Mal, daß ich körperlich einen Chamsin gespürt habe. Ich vertrage ihn also doch nicht. Denn bis dahin hatte ich geprahlt, ich spüre ihn nicht. Sowie es hier nämlich schwül, windstill oder drückend ist, sowie einer Kopfschmerzen hat oder nervös ist, sofort nicken drei weise Leute mit ihren Köpfen und behaupten: a) er sei Chamsin, b) es sei Chamsin gewesen, c) es käme Chamsin.« Mein erster Chamsin wird mir auch auf immer in Erinnerung bleiben. Trotz Abhärtung vom bayerischen Föhn, der immerhin auch für starke Kopfschmerzen und allgemeines Unwohlsein sorgt, war das erste Frühjahr in Israel nicht einfach. Mein erster Chamsin hat dazu geführt, dass ich auf der Tel Aviver Dizengoff-Straße kurz das Bewusstsein verlor. Und auch ansonsten kann das Wetter in Israel durchaus anstrengend sein, Wechselbäder von Regen, Hagel und Sonnenschein ließen eine junge Einwanderin 1935 in Ejn Harod staunen: »Komisches Land dieses Eretz Israel – aber schön und herrlich.«

Das Klima garantiert hier jedoch relative Sicherheit, was die Wochenendplanung angeht. Man kann sich getrost einen Ausflug vornehmen, nur selten macht das Wetter der Erholung in der Natur einen Strich durch die Rechnung. Das geht aber nur, wenn man nicht auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen ist. Nur wer ein Auto hat, kann am Schabbat die Großstadt hinter sich lassen. Hier hat sich in 70 Jahren nichts getan. »Gestern nach dem Schwimmen wäre ich gern nach Gedera zur Mischpachah gefahren, aber da ging kein Autobus. Und wenn ich schon am Freitag gefahren wäre, hätte ich kein Seebad gehabt. Das sind so unsere Sorgen. Also man kann seine freie Zeit nicht so ausnutzen, wie man möchte, wenn man kein Auto hat. Und wenn man eins hat, ist es auch nicht angebracht, am heiligen Schabbat zu fahren.«

Das Auto am Schabbat zu benutzen ist für säkulare Tel Aviver heute kein Tabu mehr, sondern eine Selbstverständlichkeit, und so kann man sich, wenn man am Schabbat rauswill, in den Stau Richtung Natur einreihen, nur um dann mit dem ganzen Volk Israel

ein paar Blumen zu bewundern und anschließend im Stau wieder Richtung Tel Aviv zu stehen. Dennoch ist es das wert, die Stadt ab und an hinter sich zu lassen. Die damalige Begeisterung für den Kibbuz kann ich nicht teilen, wohl aber für die Natur. »Es ist so schön, zu erleben, wie das Getreide, das zuerst grün war, nun in voller Reife, gelb und mit schweren Ähren, dasteht. (...) Oder zu sehen, wie auf dem Gebirge, das vor uns liegt, Blumen, die niemand gepflanzt hat, in allen Farben blühen.« Es stimmt, das komische Land ist wirklich schön und herrlich...

Die Zitate stammen aus dem Buch »*Jerusalajim, den ...*« *Briefe junger Menschen schildern Eretz Israel*. Gesammelt und herausgegeben von Rudolf Melitz, Berlin 1936.

Raphael Ahren

Opas Tagebuch

לעילוי נשמת סבי מורי ר' יששכר בן יצחק אהרן (ארנד) ז"ל
לעילוי נשמת סבתי מורתי שושנה בת הרב שמואל אהרן (למברגר) ז"ל

Als wir klein waren, sind wir oft bei Opa und Oma gewesen. Mindestens dreimal die Woche: freitags, um Kuchen und Challot abzuholen; samstagnachmittags für Tee und Kuchen; im Sommer, wenn Schabbat erst spät aus ist, auch fürs Abendessen, und jeden Sonntag für ein festliches Drei-Gänge-Mittagessen.

Den dunkelbraunen Schrank, in dem das Tagebuch lag, habe ich tausendmal gesehen. Zwischen staubigen Aktenordnern habe ich dort manchmal das TAKI, die israelische Version des Kartenspiels UNO, gesucht und die kleinen Plastiktiere, mit denen wir gerne spielten.

Von dem kleinen, unscheinbaren Heftchen, in dem Opa seine Erfahrungen im Konzentrationslager niederschrieb, wusste ich nichts. Erst Monate nach seinem Tod habe ich von dessen Existenz erfahren. Mein Vater hat mir von dem Tagebuch ganz nebenbei erzählt, als er damit beschäftigt war, die Mietwohnung seiner Eltern auszuräumen.

Opa und Oma wohnten seit den fünfziger Jahren in Köln, dort sind sie auch gestorben und begraben, aber sie haben nie eine eigene Wohnung in Deutschland besessen. Ihre frühere Wohnung in der Nähe von Tel Aviv, in die sie seit Jahrzehnten keinen Fuß gesetzt hatten, haben sie nie verkauft.

Ich hatte nur eine sehr vage Vorstellung von Opas Kindheit. Ich ahnte, dass er, bevor er nach Palästina kam, von den Nazis drangsaliert worden war. Mehr aber auch nicht. Um ehrlich zu sein, hat es mich nie gedrängt, mehr darüber zu wissen. Erst nach seinem Tod fragte ich meinen Vater nach Opas Leben im Hitlerdeutschland. Er antwortete kurz und knapp, dass Opa für eine gewisse Zeit in Buchenwald gewesen sei, aber dass er auch nicht viel mehr darüber wisse.

Obwohl beide ein sehr enges Verhältnis hatten, jeden Tag nach dem Morgengottesdienst in der Synagoge Zeitungen und Neuigkeiten austauschten, haben sie wohl nie darüber gesprochen. Als ich nachhakte, sagte mein Vater nur, dass Opa ein Tagebuch geschrieben habe, das sicher noch im Schrank liege. Ich könnte es ja lesen, wenn mich die Geschichte so sehr interessiere.

Er selber hat es nie gelesen. Bis heute hat er es nicht fertiggebracht, mehr als nur einen flüchtigen Blick in das schwarze Heftchen zu werfen. Als ich danach fragte, zögerte er

nicht, es mir zu geben. Er griff in den großen dunkelbraunen Schrank, der immer noch in der Kölner Wohnung stand, und nach wenigen Sekunden holte er das schwarze Heft heraus. Es sah so aus, als wüsste er genau, wo es seit einem halben Jahrhundert brachgelegen hatte, ungelesen.

Opa hat gerne über Geschichte mit uns geredet – Geschichte als Teil eines gesunden Allgemeinwissens, nicht über seine persönliche Geschichte. An so manchem Freitagabend, zwischen der Suppe und dem Fleisch, wurde erst etwas Tora gelernt, das war in unserem frommen Hause ein absolutes Muss. Aber nach der Pflicht haben wir dann über Gott und die Welt geredet, über Politik, Wirtschaft, Fußball, Geographie. In der Mietwohnung in der Berrenrather Straße, nicht weit vom Clubhaus des 1. FC Köln, fragte mich Opa oft die Hauptstädte der Bundesländer ab oder ließ mich hebräische Verben deklinieren. Gerne redete er auch über deutsche Militärgeschichte. Er mochte es, wenn ich in den zwei großen Bänden über den Zweiten Weltkrieg blätterte, die im Bücherregal ganz unten standen. Opa redete ungehemmt über den Krieg. Meinem älteren Bruder half er bei einer Schularbeit über Rommels Afrikafeldzug.

Über sein eigenes Schicksal in Deutschland sprach er nie. Gelegentlich erzählte er Anekdoten aus seinen Jahren in Palästina. Es war zweifelsohne eine harte Zeit, aber Opas Geschichten waren amüsant. Das Leben in Jerusalem vor der Staatsgründung war schwierig, aber nicht schwierig genug gewesen, um im Nachhinein nicht darüber lachen zu können.

Meine Oma wohnte vor dem Krieg in Wien. Der Nazi Arthur Seyß-Inquart, der 1946 in Nürnberg verurteilt und gehängt wurde, wohnte damals in ihrer Nachbarschaft. »Weißt du, wie wir ihn genannt haben, den Arthur Seyß-Inquart? Arthur Scheiß-im-Quadrat«, erzählte sie mir einmal an einem Freitagabend, mit einem schelmischen Lächeln.

Mein Opa, ein gebürtiger Frankfurter, hat nie Witze über seine Erfahrungen in Nazideutschland gemacht. Ich konnte es also kaum abwarten, endlich sein Tagebuch in den Händen zu halten. Ich fing direkt an zu lesen, kam jedoch nicht weit, da mich Opas Handschrift vor große Herausforderungen stellte. Jeder Absatz erforderte höchste Konzentration und viel Fantasie, und einige Wörter und Phrasen konnte ich bis heute nicht entschlüsseln.

Einige Jahre bewahrte ich Opas Tagebuch, fast gänzlich ungelesen, in meinem alten Kinderzimmer in Köln auf. Dann wurde die Neugier doch zu groß, und so landete es bei mir in Jerusalem, wo ich heute lebe. Ich fing an, es ernsthaft zu studieren.

Am Morgen des 7. Novembers 1935 gab der Jude Herschel Grynszpan auf den Legationsrat der deutschen Botschaft in Paris, Ernst vom Rath, zwei Schüsse ab, die den deutschen Diplomaten schwer verletzten. Wenige Stunden später trugen bereits die Mittagsblätter der Berliner Presse die Überschrift: Mordanschlag des Judentums auf deutschen Diplomaten.